

Objektyp: **Issue**

Zeitschrift: **Die Glocken von Mariastein : Monatsblätter für Marienverehrung und zur Förderung der Wallfahrt zu unserer Ib. Frau im Stein**

Band (Jahr): **8 (1930)**

Heft 6

PDF erstellt am: **06.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Die Glocken von Mariastein

Monatsblätter für Marien-Verehrung und zur Förderung der Wallfahrt zu unserer
Ib. Frau im Stein. — Speziell gesegnet vom Hl. Vater Pius XI. am 24. Mai 1923
und 30. März 1928.

Herausgegeben vom Wallfahrtsverein zu Mariastein. Abonnement jährlich Fr. 2.50.
Einzahlungen auf Postcheckkonto V 6673.

Nr. 6

Mariastein, Dezember 1930

8. Jahrgang

Allen Abonnenten und Lesern der Glocken
von Mariastein, allen Mitarbeitern, Gönnern
und Freunden derselben wünscht

**seligen Weihnachtsfrieden und Gottes
reichsten Segen zum neuen Jahr!**

Die Redaktion.

Gottesdienst-Ordnung

21. Dez.: 4. Adventssonntag. Hl. Messen um 6, 6.30, 7 und 8 Uhr. 9.30 Uhr: Amt und Predigt. Nachmittags 3 Uhr: Vesper, Aussetzung und Salve.
24. Dez.: Vigil von Weihnachten. . 8.30 Uhr: Amt in der Gnadenkapelle. Gebotener Fast- und Abstinenztag.
25. Dez.: Hochheiliges Weihnachtsfest. Der Nachtgottesdienst findet nicht um 12 Uhr, sondern erst um 2 Uhr statt mit dem Engellamt in der Basilika. Nachher beginnen in der Gnadenkapelle sofort die hl. Messen und wird daselbst nach jeder hl. Messe die hl. Kommunion ausgeteilt. In der Basilika ist Gelegenheit zur Beicht. 6.30 ist in der Gnadenkapelle das Hirtenamt. 8 Uhr letzte hl. Messe daselbst. 9.30 Uhr: Predigt und Hochamt in der Basilika. Nachmittags 3 Uhr: Feierliche Vesper, Aussetzung, Segen und Salve.
26. Dez.: Fest des hl. Erzmartyrers Stephanus. 8.30 Uhr: Amt in der Basilika. Nach demselben wird Wein gesegnet, zu Ehren des hl. Stephanus, und den Gläubigen an der Kommunionbank ausgeteilt.
27. Dez.: Fest des hl. Johannes, Apostels. 8.30 Uhr: Amt in der Basilika, nachher Weinsegnung zur Ehre des hl. Johannes und Austeilen an die Gläubigen an der Kommunionbank.
28. Dez.: Sonntag innerhalb der Oktav von Weihnachten und zugleich das Fest der unschuldigen Kinder. Hl. Messen um 6, 6.30, 7 und 8 Uhr. 9.30 Uhr: Amt und Predigt. Nachmittags 3 Uhr: Vesper, Aussetzung, Segen und Salve.
31. Dez.: Abends 6 Uhr: Aussetzung des Allerheiligsten, Te Deum, zum Danke für die während des Jahres empfangenen Wohltaten und feierliches Glockengeläute.
1. Jan.: Fest der Beschneidung Christi und zugleich Neujahrstag. Hl. Messen um 6, 6.30, 7 und 8 Uhr. 9.30 Uhr: Predigt und Hochamt. Nachmittags 3 Uhr: Vesper, Aussetzung, Segen und Salve.
2. Jan.: Fest des hl. Namens Jesu. 8.30 Uhr: Amt in der Basilika.
4. Jan.: Sonntag nach Neujahr. Hl. Messen um 6, 6.30, 7 u. 8 Uhr. 9.30 Uhr: Amt und Predigt. Nachm. 3 Uhr: Vesper, Aussetzung, Segen u. Salve.
6. Jan.: Fest der hl. Dreikönige. 8.30 Uhr: Amt in der Basilika.
11. Jan.: Sonntag innerhalb der Oktav und äußere Feier des Festes der Erscheinung des Herrn. Gottesdienst wie am letzten Sonntag.
14. Jan.: Jahrzeit für S. S. P. Thomas Bader, O. S. B. 9 Uhr: Offizium; 9.30 Uhr: Feierliches Requiem mit Libera.
15. Jan.: Fest des hl. Maurus, Abtes und Schüler des hl. Benedikt. 8.30 Uhr: Amt in der Basilika. An diesem Tage kann in Mariastein unter den gewöhnlichen Bedingungen ein vollkommener Ablass gewonnen werden.
18. Jan.: 2. Sonntag nach Epiphanie. Gottesdienstordnung wie an den andern Sonntagen.
20. Jan.: Fest des hl. Sebastian. Um 7 Uhr: Amt am Sebastians-Altar.
22. Jan.: Fest des hl. Vinzenz, Martyrers und Patron der Basilika von Mariastein. Die hl. Messen sind um 6, 6.30, 7 und 8 Uhr in der Gnadenkapelle. Das levitierte Hochamt und die Predigt um halb 10 Uhr in der Basilika.

Advents-Gedanken

„Komm du wahres Licht der Welt,“ beten und singen wir im Adventsliede. — Das wahre Licht ist gekommen. Christus der Herr sagt es: „Ich bin das wahre Licht, das jeden Menschen, der in diese Welt kommt, erleuchtet.“ Und der Evangelist Johannes, der das Licht gesehen hat und in diesem Lichte gewandelt ist, schreibt in seinem Evangelium: „Das Licht leuchtete in der Finsternis, aber die Finsternis hat es nicht begriffen.“

Im Finstern wandelt der Blinde. Es gibt eine doppelte Blindheit, eine Blindheit des Leibes und eine Blindheit der Seele; und wegen dieser Seelenblindheit wandeln viele in stockfinsterner Nacht.

Schon die leibliche Blindheit ist etwas sehr Bedauernswertes. Tobias erblindet und klagt: „Auf welche Freude kann ich noch auf Erden hoffen, da ich das Licht des Himmels nicht sehe? Was nützt es mir, daß der Urheber der Natur die Sonne erschaffen hat und die Sterne und alles was schön ist auf Erden, wenn ich es nicht sehen darf.“ — Und doch hat die leibliche Blindheit das Gute, daß der Blinde die Blindheit erkennt. Er bildet sich nicht ein, Dinge zu sehen, die nicht sind. Er geht nicht auf gefährliche Wege, ohne einen vertrauten Führer mitzunehmen. Er denkt nicht, ich sehe genug.

Ganz anders verhält es sich mit der Seelenblindheit. Der an der Seele erblindete ist ein blind Sehender, d. h. er sieht die Dinge in einem ganz andern Licht, er sieht etwas, wo nichts ist. So sieht der Seelenblinde in den Gütern dieser Welt eine Glückseligkeit, die nicht ist. Die Heilige Schrift bezeugt es uns. — Nabuchodonosor, der König von Babylon, sah das mächtigste Reich der Welt unter der Gestalt des Goldes, des Silbers und der edelsten Metalle. — Der Prophet Daniel sah eben dieses Weltreich unter der Gestalt der grausamsten Tiere. Wie ist das zu erklären? Nabuchodonosor war ein verblendeter Fürst, er sah, was nicht wahr ist. Er sah in den irdischen Gütern etwas Kostbares, Beständiges. Der Prophet, vom Himmelslicht erleuchtet, sah diese Güter als das, was sie sind, als grausame Ungeheuer, die das Menschenherz zerreißen. Der Prophet Daniel will uns sagen: Ihr meint eure Glückseligkeit in den Ehren dieser Welt zu finden; aber ihr seid blind. Euer Ehrgeiz ist ein Löwe, der euch zerreißt. Ihr setzt euer Wohl in euer Geld, in Vergnügen und sündhafte Lustbarkeiten; aber ihr fühlt es selbst, daß ihr entsetzliche Ungeheuer in euerm Herzen habt, die es zernagen. Ihr jagt einem Irrlichte nach und versinkt im Morast. — So sind die irdischen Güter, sie zeigen sich in einem falschen Licht, sie zeigen dir eine vermeinte Glückseligkeit; hast du sie aber erreicht, so sind es bittere Enttäuschungen.

Wie sehr die irdischen Güter den Menschen blenden und für das Gute blind machen können, sagt uns der weise König Salomon: „Ich suchte überall Glückseligkeit, fand sie aber nirgends. Ich meinte mein Glück in schönen Palästen zu finden und in aufgehäuften Schätzen. Ich baute Paläste; ich sammelte unermessliche Reichtümer und Schätze, aber ich gewahrte bald, daß ich gesehen hatte, was nicht war. Raum wandte ich mich von diesem Irrwahn ab, so zeigte mir ein falscher Schein, du findest dein Glück in Ehren. Ich ließ mir von den Völkern der Erde

Ehre erweisen. Aber dieser eitle Glanz, der mich betrogen hatte, verschwand und lehrte mich, daß alle diese Ehren nur Dunst seien, die vorübergehend blenden, aber die Wünsche des Herzens nicht erfüllen konnten. Nun suchte ich die Glückseligkeit in den Freuden und Wohlthäten, ich versagte meinem Herzen nichts. Alles was es Schönes unter dem Himmel gab, diente meinen Begierden. — Aber alle Vergnügen waren mir heimliche Peiniger. Da öffnete mir der Herr die Augen, und in himmlischem Gnadenlichte sah ich die Dinge, wie sie sind. Ich sah in allem Eitelkeit und Geistesplage.“

Wie viele Erdenpilger könnten uns heute das Gleiche sagen! Darum heraus aus der Finsternis der Sünde, und aus der Verblendung der trügerischen Weltgüter und Weltfreuden. Hin zur Weihnachtskrippe, zum Lichte des göttlichen Kindes in demütigem Glauben. Und Christus wird deine Seelenblindheit wegnehmen, Christus wird dich erleuchten!

P. C. M.



Weihnacht

Ein Kind gebor'n zu Bethlehem
Alleluja, Alleluja, Alleluja!
Des freut sich Jerusalem;
Alleluja, Alleluja, Alleluja!
Dort liegt es in dem Krippelein,
Ohn' Ende ist die Herrschaft sein. —

Die Zeit war erfüllt. Es war erschienen jener, auf den die Völker harrten. Das Reis aus der Wurzel Jesse's war aufgesprossen. Die Jungfrau hatte einen Sohn geboren. Ruhig, nicht wie ein phantastisches Märchen indischer oder griechischer Mythologie, sondern wie eine historische Tatsache erzählt uns der Evangelist: „Und sie gebar ihren erstgeborenen Sohn, wickelte ihn in Bindeln und legte ihn in eine Krippe, weil in der Herberge kein Platz für sie war.“ Und in jener Zeit waren Hirten in der Nähe und hüteten ihre Schafe. Und ein Engel Gottes stand plötzlich bei ihnen und sprach zu ihnen: „Ich verkündige Euch eine große Freude: Heute ist in der Stadt Davids der Heiland geboren worden. Ihr werdet ein Kindlein finden, in Bindeln eingewickelt und in der Krippe liegend.“ — Und sogleich erschienen bei diesem Engel eine Menge himmlischer Geister, die Gott lobten und sangen: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind!“

„Und als die Engel von ihnen geschieden waren, gingen die Hirten hin und fanden alles, wie es ihnen der Engel gesagt. — Und sie fielen nieder und beteten es an.“ —

Das war die erste Weihnacht, und in Erinnerung an sie wird bis zum heutigen Tage auf dem ganzen christlichen Erdkreis im Weihnachtsfest die Geburt des Erlösers feierlich begangen. Es ist wahrhaft ein Kinderfest, ein Fest der kindlich gläubigen Seelen.

Auch in unseren Jugenderinnerungen lebt das Weihnachtsfest wohl noch fort. Wir gedenken der Sehnsucht, mit welcher wir dem Feste entgegenharrten; wir gedenken der Bonne beim Oeffnen der Thür zu



dem Zimmer, in welchem der Tannenbaum mit seinen zahlreichen Kerzlein prangte; wir erinnern uns der Geschenke, die unter ihm lagen, der Krippe, welche man aus Brettchen und Baumrinde und Moos und Stroh zurecht gezimmert und mit allerlei Figuren und Zieraten versehen hatte. Damals hing unser Herz wohl mehr an den glänzenden Sachen und Säckelchen, als an der hohen Bedeutung des Festes. Jetzt möge die lehtere unser Herz erwärmen, die brennenden Kerzen mögen uns erinnern an den, der da sprach: „Ich bin das Licht Welt“; die Geschenke, welche die Kinder erfreuen, mögen uns mahnen an die unbeschreiblichen Güter, welche uns die Geburt des Welttheilandes gebracht; die Krippe möge uns im Geiste versetzen in die Grotte von Bethlehem. Vor ihr wollen wir in kindlich gläubigem Herzen niederknien und zu unserem neugeborenen Erlöser beten, in den Worten des alten Kirchenliedes:

„O Kindelein! Von Herzen
Will ich dich lieben sehr,
In Freuden wie in Schmerzen,
Je länger, umso mehr.

Dazu die Gnad' mir gebe,
Bitt' ich aus Herzensgrund,
Daß Dir allein ich lebe
Jetzt und zu aller Stund'.“ —

P. A. S.



Johanniswein

„Trinke die Liebe des hl. Johannes!“ Mit diesen Worten reicht der Priester den Gläubigen am Johannistag den gesegneten Wein.

Dieser Brauch geht zurück auf eine alte Legende: „Es war in Ephesus, einer großen Stadt Kleinasiens; da lebte etwa um das Jahr 100 nach Christus ein Mann hochbetagt an Jahren, ehrwürdig an Gestalt. Wohl an die 100 Jahre lagen auf seinen Schultern, aber immer strahlte majestätische Schönheit aus seinem Antlitz, wenn er sich in seiner Sänfte durch die Straßen der Großstadt tragen ließ. Die ihn nicht kannten, blieben voll Bewunderung stehen und sahen ihm nach, und die ihn kannten, traten ehrfurchtsvoll zur Seite und grüßten ihn. — Das war Johannes, der Apostel, der Liebesjünger des Herrn.

Wieder an so einem Tage trug man ihn in das Haus des heidnischen Oberpriesters Aristodemus. Johannes wollte die Lehre Jesu Christi auch in dieses Haus hineinpflanzen. Bisher waren alle seine Versuche, den heidnischen Oberpriester zum Glauben zu bekehren, vergeblich gewesen. Vor kurzem aber hatte St. Johannes in einer Predigt davon gesprochen, wie Jesus einmal zu seinen Aposteln gesprochen habe: „Ich gebe euch die Macht, auf Schlangen und Skorpionen zu treten, und nichts wird euch Schaden“ (Luk. 10, 19.) — da kam Aristodemus zu ihm und versprach ihm, er wolle sich bekehren, wenn Johannes einen Giftbecher trinke, ohne daß er am Leben, ja nicht einmal an der Gesundheit Schaden leide.

Heute sollte nun die Probe sein. Christen und Heiden sind in großer Zahl zusammengekommen im Hause dieses Heiden, die Christen voll Hoffnung und Zuversicht auf die Kraft Jesu Christi, die Heiden

mit hämiſcher Freude über den ſicheren Tod des Oberhauptes der Chriſten. Die Richter der Stadt hatten auch zwei zum Tode verurteilte Verbrecher in das Haus des Oberprieſters bringen laſſen. An ihnen wurde die Wirkung des Giftes zuerſt erprobt. Kaum hatten dieſe von dem Gift genommen, als ſie ihr Geſicht unter den fürchtbarſten Schmerzen verzerrten und zuſammenbrachen. In wenigen Augenblicken waren ſie tot. Da nahm der Apoſtel den Giftbecher in die Hand. Voll majeſtätischer Ruhe ſegnet er den Becher mit dem Gift und ſeine Lippen murmeln ein herzliches Bittgebet. Dann trinkt er den Becher aus und gibt ihn wieder zurück. — Eine rieſige Spannung hatte die Menge ergriffen. — Doch der Heilige bleibt unverfehrt. Da endlich wandte ſich St. Johannes an Ariſtodemus: „Ariſtodemus, ich erinnere Dich an Dein Verſprechen. Willſt Du jetzt ein Chriſt werden?“ — „Nein,“ entgegnete dieſer, „denn Du biſt ein Zauberer und Deinem Gott und ſeinen Werken glaube ich nicht.“ — „Nun, ſo wird mein Gott auch die beiden Toten da wieder lebendig machen, damit Du an ihn glauben mögeſt.“ — Und Johannes beugt ſich über die noch warmen Leichen, hebt ſeine Augen betend zum Himmel und, ſiehe, die Toten wachen auf, ſie bewegen ſich und erheben ſich. — Erſtaunt rufen die Heiden aus: „Groß iſt der Gott der Chriſten!“ und überwältigt fällt Ariſtodemus vor Johannes auf die Knie: „Ich glaube an Deinen Gott, Johannes.“

Es iſt dies ja allerdings nur eine ſchöne Legende; aber ihr verdanken wir es doch, daß ſich dieſer liebliche Brauch der Weihe des Johannisweins in der katholiſchen Kirche erhalten hat. — „Trinke die Liebe des heiligen Johannes!“ Der Wein, den uns der Prieſter reicht, iſt ein Sinnbild deſſen, was in unſer aller Herzen lodern ſoll: eine innige Liebe zu Gott, eine feurige Johannesliebe. P. A. S.



Neujahrs-Gedanken

Es ſchwindet hinter Bergesrüden,
 Schweſter hört ſein letztes Weh'n,
 Es wandelt ſchon auf Jenſeitsbrücken,
 Das alte Jahr, — es will vergeh'n!

Ein neues bringt des Jänners Morgen!
 Es ſoll ihm Heil und Segen ſein!
 O mag's in aller Huld beſorgen,
 Die liebe, gute Frau im Stein!

Die Erde vollendet im Dunkel der Schweſternacht ihren Rieſenkreislauf um die Sonne, um ihn von neuem zu beginnen. Währenddem die meiſten Menſchen in tieferm Schlafe und ſüßen Träumen verſunken ſind, andere bei Feſtgelagen die Schweſternacht verjubeln, Kranke auf ihrem Schmerzenslager jammern und ſehnsüchtig den folgenden Morgen erwarten, Karthäuſermönche in langer Lichteiprozeſſion in tieferm Schweigen durch den weihevollen Kreuzgang des Kloſters wandeln, um ſich zur Mette zu begeben, Kloſterfrauen der ewigen Anbetung voll Andacht vor dem Tabernakel knien, um den Herrn der Jahrhunderte anzubeten und ſeine Huld auf die Menſchheit herabzuſehen, trägt ſie die Erde hinüber ins neue Jahr, ins Jahr 1931.

Es ist für den Menschen wirklich eine ernste Stunde, wenn in der Sylvesternacht der Glockenhammer prasselnd auf die Glocke niederfällt und mit zwölfmaligem wüchtigem Schlag die Scheidestunde des alten und den Beginn des neuen Jahres den Menschenkindern verkündet. Es ist dies eine ernste Stunde, und nie sollte es eigentlich ruhiger in und um den Menschen herum sein, als dann. Ernst erwogen, ist es wirklich nicht am Platze, den Sylvesterabend, die Sylvesternacht in Saus und Braus zu verjubeln und sodann leichtsinnig ins neue Jahr hinüber zu hummeln. Da sollte der Mensch in aller Stille erwägen, wie schnell die Zeit vergeht, wie sich im menschlichen Leben die Stunden, die Tage, Wochen, Monate und Jahre verdrängen und wie schnell er in jenes Jahr eintritt, dessen Jahreszahl man seinem Grabstein oder Grabkreuz eingravieren wird. Er soll erwägen, daß nun wieder ein Jahr vorbei ist — vorbei für immer, ohne daß je eine einzige Stunde davon zurückkehre, auf daß er sie besser, nützlicher anwende; ein Jahr über das er vor Gott Rechenschaft abzulegen hat.

Das Leben hat ja, wie das Jahr, seinen Frühling, seinen Sommer, seinen Herbst und seinen Winter. Und wie auch schon im Frühjahr und im Sommer Blumen welken, so verwelkt gar manches Menschenleben in seinem Frühling oder Sommer und stirbt ab.

Der Frühling des Lebens ist die goldene Kinder- und Jugendzeit. In herrlichem Morgenrot geht die Lebenssonne auf, es fängt an zu knospen und zu blühen. Es ist ein Stück Paradiesleben, das Gott in seiner Güte noch auf Erden ließ. Da lebt das kleine Erdenkind noch ohne Sorge, ohne Kummer für den folgenden Tag. Die Kindesseele ist noch nicht verfinstert von der Leidenschaft, sie ist noch rein wie der Schnee, das Kindesauge spiegelt die klaren Wellen des Gebirgsbaches.

Es kommt die Schulzeit, und mit ihr beginnt ein neuer, ernstere Lebensabschnitt; jener, in dem Eltern und Erzieher pflichtgetreu ganz besonders dafür zu sorgen haben, daß das Ebenbild Gottes im Kinde erhalten bleibe.

Die Sonne steigt höher, die Knospe entfaltet sich. Der Knabe wird zum Jünglinge, das Mädchen zur Jungfrau. Es öffnen sich dem Jünglinge, der Jungfrau der Wege und Ausichten gar viele. Was träumt da nicht alles ihr jugendliches, Lust, Freude und Freiheit liebendes Herz. Wie ein Wanderer, der im Morgennebel seine Reise antritt, so hofft der Jüngling auf einen schönen, sonnigen Tag. Wie ganz anders fallen oft diese Jugendträume aus. Wie oft auf warme Frühlingstage, die Laub, Blüten und Blumen frühzeitig hervorlockten, noch kalte, schnee-, eis- und frostreiche Tage und Nächte folgen, und das vorher Geschaffene und Erblühte wieder zum Welken bringen, so senkt sich auch oft auf jugendliche Herzen der Frost der Leidenschaften und ersticht und tötet schon in ihrem Keime, in ihrer Knospe, all die schönen Hoffnungen, welche Eltern und Erzieher auf die Jugend gesetzt. Nicht selten opfert ein Jüngling, eine Jungfrau den unlautern Trieben einer augenblicklichen Leidenschaft alles, das beste, und erkauft sich für den Rausch weniger Stunden bittere Reue und vernichtende Schande. Glücklich der Jüngling, glücklich die Jungfrau, welche in dieser kampfes schweren Zeit auf die Stimme des Gewissens, auf die Mahnungen der Eltern und des Seelsorgers hört und sich überwinden lernt, denn getrost kann er dann hineinschreiten in den Hochsommer des Lebens! — Die Sonne

steht im Mittag. Die Blüten sind abgefallen, verdrängt durch Früchte und Aehren. Es beginnt für den Menschen, was Schiller so trefflich schildert:

Der Mann muß hinaus
Ins feindliche Leben,
Muß wirken und streben,
Und pflanzen und schaffen,
Erlisten, erraffen,
Muß wetten und wagen,
Das Glück zu erjagen.

Die Verantwortung ist größer geworden. Der ernste, oft rauhe Lebenskampf beginnt. Sind auch viele Ideale zerronnen und hat sich auch da das Morgenrot in einen kalten, trüben, nebligen Regentag aufgelöst, so muß das Ideal dennoch in der Brust des Mannes fortleben und Früchte zeitigen. Vater und Mutter sind es nicht mehr, die sorgen für Nahrung und Kleidung, die meisten Menschen haben sich dann schon selber ein Heim gegründet und müssen nun selber für eine Familie sorgen. Auf einem oft mühen- und sorgenvollen Pfade müssen in diesem Lebensalter Mann und Frau dahinschreiten, und blühen gar viele und herrliche Rosen auf ihrem Lebenswege, fühlen sie dennoch gar oft deren stechende Dornen.

Die meisten Menschen stehen schon in diesem Lebensalter, am letzten Grenzsteine ihres Lebens und ziehen, ohne den Winter abzuwarten, hinüber ins Jenseits. Für den kleineren Teil der Menschheit bricht der Winter des Greisenalters an.

Die Sonne neigt sich dem Untergange zu. Die Herbstzeitlose steht noch allein im Glanze des Abendrotes auf der fahlen Wiese. Dieser Herbstblume gleich steht der Greis da. Die Freunde und Genossen seiner Jugend sind fast alle gestorben, es fehlt gar manch teures, liebes Haupt. Das Gefühl der Vergänglichkeit und des nahen Todes wird in ihm immer lebhafter, währenddem seine Kräfte absterben. Glückliche der Greis, die Greisin, die auf einen frommen, gottergebenen Lebenswandel zurückblicken können, denn dieses Bewußtsein mildert die Leiden und Gebrechen ihres Alters und umleuchtet sie wie ein liebliches Abendrot. Ein himmlisches Heimweh ergreift ihre Seele, Heimweh nach Gott, Heimweh nach jenen, die sie auf Erden geliebt und die ihnen im Tode vorgegangen und voll heißer Sehnsucht nach dem ewigen Wiedersehen, auf des Himmels herrlichen Auen, legen sie als müde Erdenpilger ihren Wanderstab nieder, zurück in Gottes Hand.

Wie nahe stehen Wiege und Grab!

Magst du nun am Marksteine, am Grenzpfahle der Kindheit, des reiferen Alters oder des Greisenalters stehen, so wisse, daß die Jahreszahl 1931 dennoch auf deinen Grabstein oder in dein Grabkreuz eingraviert werden kann.

Lebe darum so, daß dein Sterbejahr auch dein Geburtsjahr für den Himmel werde.

P. T.

Werbet für die „Glocken von Mariastein“

Die hl. drei Könige

(Legende nach Lobkowitz.)

Die alten Legenden erzählen von einem großen Berg, Baus, in Indien. In diesem Berge gab es viele Höhlen und Klüfte und dort wohnten Männer, die von der Welt zurückgezogen der Weisheit lebten. Einer von ihnen hieß Balaam; dieser wußte viele verborgene Dinge und sein Blick konnte in die Zukunft schauen. So kam es, daß er den Menschen wie ein Prophet erschien, und bald sah man eine Schar Jünger um ihn sich sammeln, die in benachbarten Höhlen lebten und am Abend stiegen sie hinauf zu ihrem Meister, der sie dann Worte tiefster Weisheit lehrte. —

Am einem Abend stiegen Balaam und seine Jünger zum Berggipfel hinauf. Es war zur Zeit des Sonnenunterganges. Balaam, schon ein Greis mit Silberhaaren, setzte sich oben auf einen Stein und schaute lange in die untergehende Sonne. Da erhob er sich plötzlich, breitete seine Arme aus und rief: „Ich sehe einen Stern aufgehen in der Dunkelheit, und ein Mann wird geboren, der soll herrschen über alle Menschen. Friedensfürst wird er sein und Völkerhirte. Und der Stern wird seiner Ankunft vorhergehen und seinen Pfad bescheinen.“ — So sprach er, — und er brach plötzlich zusammen und war tot. — Und die Jünger beweinten ihn und begruben ihn in der Höhle. Dann aber taten sie dem Volke Balaams Weissagung und das Volk glaubte daran und freute sich auf den, der da kommen sollte. — — —

Als nun eines Abends der Lieblings Schüler Balaams am Grabe seines Meisters Wache hielt und oben auf jenem Steine saß, auf dem Balaam zuletzt gesessen, — da dachte er an seinen verstorbenen Meister und meinte, wie glücklich er wäre, wenn er zuerst den Stern erblicken könnte. — Und als er so dasaß und zu den Sternen aufschah, — da war es ihm auf einmal, als ob diese Nacht ganz anders sei, wie die andern Nächte, stiller, ruhiger, feierlicher. — Und es ergriff ihn eine große Sehnsucht nach dem Großen, der da kommen sollte. Und wie er aufstand und den Blick nach dem Himmel wandte, da mußte er geblendet seine Augen schließen: Ein Stern war aufgegangen, groß und gewaltig wie eine Sonne stand er da und sein weißes Licht flutete über alle Lande, die im Schatten der Nacht gelegen. — Groß war die Freude bei den Talbewohnern, als die Kunde sie erreichte, daß Balaams Stern aufgegangen sei. —

In dieser Zeit herrschten über Indien drei Könige. Ihre Reiche waren groß, durch Ströme, Gebirge und Wüsten voneinander getrennt, sodaß keiner von dem andern etwas wußte. Das eine dieser drei Reiche war Nubien; sein König hieß Melchior. Ueber das zweite der Reiche, das Land Godolia gebot König Balthasar und in Tharsis, dem dritten Reiche, herrschte König Kaspar.

Auch zu diesen war die Kunde von Balaams Weissagung gedrungen und wie der Lieblingsjünger, hatten auch sie in jener heiligen Nacht den Stern gesehen. Ihnen schien er größer und leuchtender als eine Sonne und es war ihnen, als ob von dem Sterne eine Stimme ausginge: „Heute ist geboren ein König der Juden, die Erwartung der Völker und einst ihr Beherrscher.“ Und es ergriff eine heiße Sehnsucht

die Herzen dieser Könige und schon am andern Tage beluden sie ihre Kamele und Lasttiere mit kostbaren Schätzen und machten sich mit Dienern und Gefolge auf, um den zu suchen, den die Völker erwarteten. Der Stern aber ging vor ihnen her bei Tag und bei Nacht. Sie zogen durch große wasserlose Wüsten, über hohe, schneebedeckte Gebirge, über tiefe, breite Ströme, — und kamen durch viele Länder und in viele große Städte. Und oft, wenn vom Abendhimmel die dunklen Abrisse



einer hohen Burg sich abhoben, wenn eine mächtige Stadt sich zeigte mit Tempeln und Palästen, da fragten sie sich: „Wird es wohl hier sein, wo dieser König geboren wurde?“ — Aber der Stern zog weiter und die Könige hinter ihm her und hielten nicht an und fragten nicht nach dem Namen der Stadt und des Landes und des Königs. So zogen die Könige weiter, ohne zu essen und zu trinken, ohne zu schlafen und zu ruhen, zogen weiter Tag und Nacht, geführt vom Lichte des Sternes, getrieben von Sehnsucht und Hoffnung, zwölf Tage und zwölf Nächte waren verüber; in der zwölften Nacht aber kamen sie in die Nähe der Stadt Jerusalem. Ein dichter, undurchdringlicher Nebel legte sich da

auf die Erde und zwang die reisenden Männer ihre Zelte aufzuschlagen; sie lagerten sich um einen Berg; die Leute nannten ihn Golgatha. Von drei verschiedenen Seiten waren die Könige gekommen und zu der Zeit, wo sie ihre Zelte aufgeschlagen hatten, wußten sie noch nichts voneinander. Der Nebel wurde immer dichter und es ward eine finstere, schaurige Nacht. Die Könige saßen stumm und traurig in ihren Zelten, denn der Stern, der bisher ihr Führer gewesen, war plötzlich verschwunden. Die dichte Finsternis, die sie umgab, lastete auf ihren Seelen. Es war die Stille des Grabes und das Schweigen des Todes um sie herum. — Da tönte plötzlich in diese stille, schaurige Nacht hinaus, wie aus weiter Ferne kommend, eine Stimme, wie die Stimme eines Menschen, der über ein breites Wasser ruft: „Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? Ich bin ein Wurm und kein Mensch, der Leute Spott und des Volkes Verachtung. Sie haben meine Hände und Füße durchbohrt und alle meine Gebeine gezählt. Meine Kleider haben sie unter sich verteilt und über mein Gewand das Los geworfen.“

Die Stimme schwieg. Die Könige waren zu Tränen gerührt und traten aus ihren Zelten heraus. Der Nebel hatte sich etwas gelichtet; sie schritten langsam zum Gipfel hinan. Und wie sie auf den Gipfel kamen, da war es ihnen, als ob aus dem Berge langsam ein gewaltiges Kreuz emporwüchse, das mit seinem Scheitel den Himmel berührte; und der Himmel spaltete sich und die Könige sahen hinein in unendliche Höhen von Licht und Glanz, in unendliche Tiefen, darinnen erdferne Sterne und Sonnen kreisten. Da stürzten sie zur Erde nieder und als sie wieder aufschauten, waren sie allein. Die Erscheinung war verschwunden und sternklare Nacht umgab sie, und im Süden der Stadt Jerusalem leuchtete in ruhiger Pracht der Wunderstern des Balaam, vor dem die Könige sich in Ehrfurcht neigten. Da bemerkte nun auch jeder die beiden andern Gefährten auf der Höhe und sah das Gefolge, das an den Seiten des Berges in Zelten gelagert war. Groß war die Freude, als sie erkannten, daß derselbe Stern, dieselbe Sehnsucht und dieselbe Erwartung sie aus fernen Landen hierher zusammengeführt hatte. Zusammen zogen sie am folgenden Tage nach Jerusalem, zu König Herodes und fragten ihn, wo der neugeborene König der Juden zu finden sei. Aber Herodes wußte nichts von einem neugeborenen König der Juden. Die Schriftgelehrten jedoch, die er befragte, fanden aus ihren Büchern, daß er in Bethlehem, im Lande Juda, geboren werden müsse. — Noch am Spätnachmittag des gleichen Tages brachen die Könige samt Gefolge nach Bethlehem auf. Der Abend brach herein, als sie endlich Bethlehem erblickten, aber sie suchten vergeblich eine hochragende Königsburg, die den neugeborenen König bergen sollte. Schon meinten sie fast getäuscht worden zu sein, aber der Stern schwebte ihnen voran, und es war, als ob das Licht des Sternes sich verdoppelte, je mehr er sich dem Städtchen näherte. Und daraus schlossen sie, daß das Ziel ihrer Reise nahe sei und sie hielten an und legten ihre königlichen Gewänder an, die von Gold und Edelsteinen strahlten. Auch das Gefolge mußte sich auf das beste schmücken und die Diener mußten Kisten mit kostbaren Geschenken, Perlen, Diamanten, Gold und seltenen Gewürzen bereit stellen, die sie dem Kinde überreichen wollten. Dann zogen sie weiter. Der Stern aber ging ihnen voran, bis er über einem halbverfallenen Gemäuer draußen vor dem Städtchen stille stand und

einen breiten Lichtstrom auf die Ruine niederfluten ließ. Aber auch aus dieser strahlte himmlischer Glanz hervor.

Dort also mußte der Herr der Welt geboren sein. Die Könige sprangen von ihren Reittieren, und nur von wenigen Dienern begleitet, die kostbare Geschenke zu tragen hatten, nahen sie in stummer Andacht. Am Eingang zur Höhle drängten sich armselige Hirten, die notdürftig gekleidet waren, und machten ehrfurchtsvoll Platz. Die Könige traten ein, aber vor lauter Lichtglanz standen sie da, stumm vor Staunen. In einer armseligen Krippe lag das Kindlein, um dessentwillen sie so weit hergekommen. Maria, die Jungfrau und Mutter, kniete daneben und bewachte den Schlaf des Kindleins. Hinter ihr stand St. Josef, der Nährvater auf einen knotigen Stab gestützt. — Da sanken die Könige in tiefster Ehrfurcht auf die Knie nieder, breiteten ihre Arme aus und beteten in stummer Andacht. — Und als die Könige ihr Augen hoben und dem Kinde das Opfer ihrer Gaben bringen wollten, da schämten sie sich fast ihrer königlichen Gewänder und ihrer königlichen Pracht. Hinter ihnen standen die Diener mit ihren Geschenken — und wußten sie nicht, was sie schenken sollten. Dieser Majestät der Armut gegenüber fühlten sie sich arm, bettelarm. — Wie geistesabwesend griffen sie zu, und Melchior, der König von Nubien, opferte dem Kinde dreißig goldene Pfennig und einen goldenen Apfel, den einst Alexander der Große hatte anfertigen lassen, zum Zeichen, daß er die ganze Welt wie den Apfel in seiner Hand zu halten vermöge. Balthasar opferte Weihrauch und Kaspar Myrrhen. Wie er der Mutter die Myrrhe reichte, da gewahrte er, daß eine plötzliche Traurigkeit ihr Gesicht beschattete, als ob sie eine Vorahnung von dem bitteren Leiden und Sterben ihres Kindes hätte. Und als Maria dem erwachten Knäblein den goldenen Apfel zeigte, da ward er zu Asche, als wollte er sagen: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt.“ —

Und nachdem die Könige ihre Huldigung und Geschenke dargebracht, kehrten sie zu ihrem Gefolge zurück und durchbrachten da die folgende Nacht. Während des Schlafes aber forderte sie ein Engel auf, nicht mehr zu Herodes zurückzukehren, wie sie versprochen hatten. In aller Frühe des folgenden Tages brachen sie auf und suchten auf einem andern Wege, als sie gekommen waren, ihre Heimat wieder zu erreichen. Es war eine lange, beschwerliche Reise. Solange der Stern sie führte, reisten sie ohne zu essen und zu trinken und zu schlafen, und so hatten sie den Weg in dreizehn Tagen zurückgelegt. Jetzt aber brauchten sie zwei Jahre bis sie beim Berge Baus anlangten, den sie sich als gemeinschaftliches Ziel gewählt hatten. —

Zur Erinnerung an den wunderbaren Stern und an den Lehrer Balaam ließen sie auf dem Gipfel des Berges einen wundervollen Tempel errichten. Doch wurden keine Götzenbilder aufgestellt, nur ein hoher Obelisk mit einem goldenen Stern zierte die säulengeschmückte Rotunde. Im Innern herrschte geheimnisvolles Halbdunkel und erfüllte die Seele des Besuchers mit heiligem, ehrfurchtsvollem Schauern.

Nachdem der Bau vollendet und die Könige am Grabe Balaams geopfert hatten, kehrten sie wieder in ihre Königreiche zurück.

(Fortsetzung folgt.)

*



Weihnacht

Es senkt sich leis die heilige Nacht
Zur dunklen Erde nieder,
Und Friede tönt's vom Himmelszelt,
In jeder Brust es wieder.

Hell strahlt der grüne Weihnachtsbaum
Im Glanz der bunten Kerzen,
Ein Traum, so süß, so wundersam,
Erwacht in aller Herzen.

Ein Engel schwebt zum Erdenland
Mit froher Botschaft heute,
Er kehret ein in dem Palast,
Im Hüttchen auf der Heide.

Dort, wo ein Herz verlassen klagt,
Wo still zwei Augen tränen,
Und sich nach längst vergangenem Glück
Gestorbener Liebe sehnen.

Da trägt er neu die Hoffnung hin,
Der Christnacht frohe Kunde,
Sanft, mit der Liebe Zauberstab
Heilt er die tiefste Wunde

Ein jeder sieht, ob einsam er,
Ob auch das Herz voll Qualen,
In dieser Stund am Himmelszelt
Auch sich ein Sternlein strahlen.

Und Friede tönt's im Weltenall,
Die Abendglocken klingen,
Still segnend senkt die heilige Nacht
Zur Erde ihre Schwingen.



Vom Umgang mit sich selbst

Von Robert Linhardt.

Dr. Robert Linhardt, Stiftsprediger an St. Kajetan in München, der allsonntäglich die Katholiken Münchens, vornehmlich die gebildeten Kreise, um die althehrwürdige Theatinerkanzel schart, beweist in zwei neuen Büchern, daß er das geschriebene Wort zu meistern versteht wie das gesprochene. Beide Bücher kommen vom praktischen Leben her. Sie werden Gläubige und Zweifler fesseln. Wir geben eine Probe aus dem Bande „Das Leben ruft“. Der andere Band heißt: „Von Menschen und Dingen der Zeit“. Jeder Band kostet 3 M., in Leinwand 4 M. Erschienen sind sie bei Herder, Freiburg i. Br.

Als wir in der Schule das ABC des Briesschreibens lernten, da sagte man uns, man solle als gesitteter Mensch einen Brief nicht mit „Ich“ anfangen, man solle überhaupt möglichst wenig von sich selber und mehr vom andern sprechen. Und soviel wir später an gutem Ton dazu gelernt haben, es drehte sich meist um eine Beschneidung unseres lieben „Ich“. Die Ungenierten haben das nicht ertragen, haben beizeiten auf den guten Ton und die andern Fußangeln der Bewegungsfreiheit verzichtet und sind zum Entsetzen ihrer Erzieher, ihrer Umgebung den „eigenen“, den angeborenen, den persönlich zusagenden Weg gegangen. Uns andern aber ist es in der Seele haften geblieben, daß fast aller gesellschaftlicher und sittlicher Fortschritt erkauft werden muß mit irgend einer Hinschlachtung unser selbst.

Diese Meinung hat sich auch in unsere christliche Lebensauffassung hineingestoßen. Der erscheint vielen als der christlichste aller Christen, der am weitesten über sich selber hinaus ist; der alles, was bittend und fordernd aus seinem eigenen Wesen heraustritt, sofort unerhört hinunterschluckt, hinunterschickt; der Gott und Welt und Menschen und alles liebt, nur sich selber haßt. „Selbstverleugnung“ heißt der aßzetische Trumpf, mit dem mancher alles natürliche, alles Naive in sich glaubt niederstechen zu müssen. Und er meint gar noch, Gott damit einen Dienst getan zu haben — demselben Gott, der dieses verhaßte, verschmähte Ich so sehr geliebt hat, daß er sein Leben dafür hingab. Und dann wundern wir uns, daß unter den Trägern des wahren Glaubens so viele ungenießbare Menschen sind — am ungenießbarsten sich selber!

Weil nach dem Gesagten Wahrheit und Irrtum nirgends so nahe beisammen liegen wie in der Betrachtung und Behandlung unser selbst, und weil der Christ nicht nur mit Menschen und Tieren, sondern vor allem auch mit sich selber ein „Christ“ sein soll, dürfte ein Wort über die christliche Selbstliebe wohl am Platze sein.

Das „Ob“.

Ob wir uns selber lieben dürfen, vielleicht lieben müssen, ist durchaus keine müßige Frage. Ein bibelfester Christ wird da sofort mit allen möglichen Schwierigkeiten kommen. Hat nicht Jesus nur ein Gebot der Gottesliebe, der Nächstenliebe, aber keines der Selbstliebe gegeben? Hat er nicht gesagt, wer sein Leben erhalten will, wird es verlieren? (Luk. 17, 33.) Steht nicht selbst bei Johannes, dem Jünger der Liebe, das Wort: „Wer seine Seele in dieser Welt haßt, wird sie zum ewigen Leben bewahren? (Joh. 12, 25.) Hat nicht Jesus die Selbstverleugnung (Matth. 16, 24), den Haß gegen die eigene Seele

(Luk. 14, 26) zum Wesensinhalt seiner Jüngerschaft gemacht? Lauter Texte, die nicht nur unsern Leib in seiner Angehörlichkeit, die nicht nur dieses und jenes, sondern unser ganzes Wesen, unsere „Seele“ zu entwerten scheinen. Also die Frage nach dem „Ob“ will eine Antwort.

Nach dem Ob fragen auch die schlimmen Erfahrungen, die wir mit denen machen, die ungehemmt sich selber lieben, ihrem eigenen Belieben, ihrem Vorteil, ihrer Entfaltung und Auslebung. Nach dem Ob fragen auch jene Philosophen, die es geradezu als unsittlich bezeichnen, sich selber zu lieben, für sich selber etwas zu tun; die meinen, der sittliche Mensch müsse das Gute um des Guten willen tun und dürfe dabei nie an sich selber denken. Nach dem Ob fragt auch unser Ich, das ehrlich genug ist, sich nicht in allem liebenswert zu finden.

Doch hier sind wir schon an der Brücke der Verständigung. Was ist das: unser „Ich“, unser selbst? Sind das unsere Hände, Füße, Gedanken, Wünsche, Tugenden, Sünden; ist es unser Leib oder unsere Seele? Da gibt es nur eine Antwort: Unser Ich dessen Liebeswert in Frage steht, das ist der „ganze Mensch“. Wie ihn Gott erschuf. Mit Leib und Seele, mit Gedanken und Wünschen, mit Idealen und Versuchungen, mit Tugenden und Sünden — der ganze Mensch. Ein Mensch, ungefähr so gut und schlecht wie alle andern, die er nach Gottes Gebot unzweifelhaft lieben muß. Ein Mensch, gleichberechtigt mit allen andern, für die Jesus als Erlöser kam und starb. Ein Mensch den Gottes Vaterauge sucht, gleichviel ob es ihn unter den guten oder den verlorenen Söhnen suchen muß. Ein Mensch, dem wie allen andern Gnade und Seligkeit angeboten ist. Ein Mensch, der ohne Zweifel von allen andern Liebe erwarten darf; ein Mensch, den wir ohne Zweifel lieben müssen, diesem einzigen Menschen auf der ganzen Welt, sollen wir unsere Liebe versagen — nur weil dieser Mensch wir selber sind?

Da geht unsere Vernunft, unser Gewissen nicht mehr mit. Es muß offenbar eine Verwechslung unterlaufen sein. Wir kennen und erleiden in uns genug Dinge, die wir wahrhaftig nicht lieben können: Versuchungen, Schwächen, Sünden, Elend aller Art — den alten sündigen Adam. Den muß Gott zur Rede stellen, den kann kein Mensch lieben, dem müssen auch wir selber Fehde anlagen für immer. Aber wahrhaftig, wir sind doch nicht „nur alter sündiger Adam“. Es ist doch auch Gutes, Harmloses, Schönes, Göttliches in uns. Eine Seele, nach Gottes Ebenbild geschaffen. Kräfte, die zu guten Werken tauglich und gewillt sind. Gnaden, die unser Wesen entsühnt und geadelt haben. Werte, an denen Gott und Menschheit interessiert sind. Leistungen, von denen andere zehren können, die andere ohne uns entbehren müßten. Ein Mensch, der trotz seiner Nerven, seiner Fehler, schließlich nichts dafür kann, daß er geboren und so geboren wurde. Der zum mindesten Erbarmen mit sich selber haben muß, wie er es mit jedem andern hätte, der in der gleichen Lage wäre wie er selber.

(Schluß folgt.)

Das Meßbuch jedes Kirchenbesuchers: **SCHOTT**

Ausgaben für jedes Alter, jeden Stand, jeden Anspruch
Von S. H. Papst Pius XI. empfohlen. In allen Buchhdlg.